

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **7 (1929-1930)**

Heft 5

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

VII. JAHRGANG, Heft 5 - Dezember 1929
Preis der Einzelnummer Fr. -.80. Jahresabonnement Fr. 7.50

REDAKTION: Hans Vonwyl, phil. I, Zimmer 2, Universität Zürich.
VERLAG: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich.

WIE DIE JUNGEN, SO DIE ALTEN!

Natürlich kann an dieser Stelle nur die geistige Vaterschaft gemeint sein. Die heutige Maturitätsordnung sorgt schon dafür, daß nur Söhne und Töchter sehr gescheidter Eltern die Stufen zur Universität erklettern, also lassen wir Eltern und Herkunft unserer Studenten aus dem Spiel.

Trotz allersorgfältigster und strengster Selektion wollen die Klagen über die Minderwertigkeit eines Teiles der Studierenden nicht verstummen. In der Presse, in den Parlamenten, in den Diskussionen der Schulbehörden, in den Senatssitzungen der Hochschulen und auch in der Studentenschaft selbst wird immer wieder das Thema behandelt: „Wie stellen wir es an, damit endlich nur noch die wirklich Begabten an die Hochschulen gelangen? Was tun wir, um die Oeffentlichkeit vom Uebel der minderwertigen, dennoch gleich allen Begabten nach Anstellung und Versorgung strebenden Akademiker zu befreien?“

Von sämtlichen Autoritäten wurden schon Gutachten über diese Sache geschrieben und weise Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes gemacht. Die Vorschläge befolgte man, gebessert hat sich nichts.

Das Uebel muß also notwendigerweise noch eine versteckte Wurzel haben, die man bisher nicht freilegte. Behaupten wir keck, man habe sie nicht freizulegen gewagt, weil man hätte feststellen müssen, daß das Gesetz der Kausalität auch in diesen geistigen Dingen seine volle Geltung beanspruche.

Findet man irgendwo, die Schüler einer Volksschule zeigten zu geringe Leistungen, so macht man unverzüglich die Aufsichtsbehörde, das Schulinspektorat, mobil und verlangt, daß dieses die Fähigkeiten des Lehrers genau untersuche. Und wehe diesem bei der nächsten Volkswahl, wenn sich herausstellen sollte, daß er es nicht verstehe, seine

Schützlinge auf einen bestimmten minimalen Bildungsdurchschnitt zu heben.

Genau so verfährt man an den Mittelschulen. Der Lehrer hat sich fortlaufend wohl über seine Fähigkeiten auszuweisen. Nur an der Hochschule scheinen ganz andere Prinzipien maßgebend zu sein.

Wir Studenten zweifeln, wo wir es nicht genau wissen, gar nicht daran, daß auch für diese hohen Sitze der höchsten Weisheit eine Kontrollbehörde existiere, deren Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, daß der akademischen Jugend nur wirkliche Kapazitäten als Lehrkräfte vorge setzt werden. Wie aber diese oberste Kontrollbehörde ihres verantwortungsschweren Amtes waltet, das vermögen wir beim besten Willen nicht zu erkennen.

Was wir dagegen mit unsern, von der Devotion nicht mehr allzustark getrüben Augen sehr wohl sehen können, ist die Tatsache, daß unsere Herren Dozenten durchaus nicht alle auf der gleichen Höhe menschlicher Gelehrsamkeit und Erkenntnis stehen. Der allerletzte Student erlaubt sich gelegentlich, zu seinem Privatgebrauche eine Art Jakobsleiter sich vorzustellen, an deren Sprossen er von zuoberst bis nahe an den Fuß hin zwar nicht Engel, wohl aber seine Herren Dozenten sich festklammern sieht.

Wir aber wollen uns mit der Feststellung begnügen, daß wir mit einer ersten, einer zweiten und einer dritten Garnitur von Lehrkräften versehen sind. Aus der ersten ließe sich vielleicht noch eine kleine Elite allerersten Ranges herausheben, dagegen müssen wir uns in einigen wenigen Fällen fast etwas Zwang antun, wenn wir auch das letzte der gelehrten Häupter noch unter die dritte Garnitur aufnehmen sollen. Der einzelne Student kennt den Spezialausdruck „Unter allen Kanonen“; wir als einigermaßen erzogene Berichterstatter wollen uns nicht mit solchen populären Qualitätsbezeichnungen herumschlagen.

Sollten ob diesen Ausführungen einige der erlauchten Herren unruhig werden und ihre gelehrten Stirnen in Falten ziehen, so sähen wir uns genötigt, unverzüglich bei der Elite von ausgezeichneten Gelehrten, die, Gott sei Dank, vorhanden ist, Zuflucht zu nehmen. Denn, was sogar wir Studenten, die wir ja alle wissenschaftlich minorenn sind und es verdienen, wie leitungsbedürftige Kinder behandelt zu werden, was sogar wir Studenten einsehen, müssen die Besten unserer Professoren schon lange vor uns erkannt und ungleich schmerzlicher als wir empfunden haben, nämlich daß man mit großer Wahrscheinlichkeit die Qualität

des jungen Akademikers noch erheblich verbessern könnte, wenn man es wagen würde, ihnen eine Lehrerschaft zu geben, die wirklich frei von allen Stümpfern wäre. Man verzeihe uns das derbe Wort, aber man wird doch uns erwachsenen, mit allen demokratischen Rechten versehenen akademischen Bürgern nicht zumuten wollen, auf die Anwendung eines Ausdruckes zu verzichten, wenn er am Platze ist.

Wir halten es für vollkommen überflüssig, hier, und wäre es auch nur andeutungsweise, festzustellen, welche unserer Lehrer zur Elite gehören und wieviele es seien. Sie, die überlegen Klugen, sie, die unabhängig Schaffenden, die Eigenmächtigen, die Gesetzgebenden im allgemeinsten Sinne, wissen das schon selbst und können tagtäglich aus den Augen und aus dem Klang der Stimmen ihrer Schüler herauslesen, heraushören, wie sehr man sie schätzt, wie sehr das Vertrauen und die Hochachtung aller sie auf den Händen trägt, wie man vielleicht sogar geneigt wäre, ihnen Kränze zu winden, Denkmäler bei Lebzeiten zu errichten, wenn „man“ nicht gar so stark von demokratischen Schamgefühlen eingeengt wäre.

Kaum weniger dankbar sind wir auch jenen Redlichen, die sich alltäglich nach Kräften bemühen, uns die trockenern, meist durch System oder Gesetz verknöcherten und wie alles Fertiggewordene phantasielosen Teile der Wissenschaft beizubringen. Es ist vielleicht ihr tragisches Schicksal, daß sie, niedergedrückt unter dieser Arbeitslast, keine überschüssige Kraft für ihre erlahmten Schwingen mehr erübrigen können und es sich darum versagen müssen, je in ihrem Leben die oberste Plattform der geistigen Unabhängigkeit zu erreichen. Vielfach sind gerade sie es, die dafür um so größeres Verständnis für die Nöte und Leiden der Studenten haben, weil irgend etwas in ihrem Innern ihnen sagt, es sei der gemeinsame Kampf um ein Plätzchen am Lichte, der das Gefühl der Schicksalsgemeinschaft in beiden Teilen erregen und zu entsprechendem Handeln drängen müsse.

Unsere Kritik und unser Widerstand, unser geheimer und hier offener Protest setzt erst dort ein, wo wir sehen, daß man uns zwingt, tagtäglich und semesterweise kostbare Stunden einzig um des Testates und des Examinators willen vor Kathedern zuzubringen, von denen uns irgend eine kleinliche, meilenweit hinter den Leitideen eines Wissenszweiges nachhinkende Privatmeinung, wenn möglich noch durchtränkt von Gehässigkeit gegen alle Größern und Erfolgreichern, im Leiertone einer weinerlichen Rhetorik vorgetragen wird.

Hier beginnt unser tiefstes Bedauern mit den vertrauensseligen Studenten, die in kritikloser und gläubiger Einfalt kommen und sich zu Füßen eines Lehrstuhles setzen, um mit Andacht alles das als höhere Offenbarung in sich aufzunehmen, was ihnen im Namen der Wissenschaft von demselben herunter verkündet wird. Diese Bedauernswerten sind es, die nachher im Leben die Legion der Unbrauchbaren, der Hilflosen und Verspotteten, der zu Unrecht von allen Seiten Angegriffenen und Kritisierten ausmachen. Sie sind es, die Anlaß zu den endlosen Untersuchungen geben, wie man die Qualität des Akademikers heben könne.

Aber . . . dürfen wir nach dem soeben Festgestellten ihnen die Schuld am Verruf eines Teiles der Akademiker geben? Sollen wir über sie, die getreulich nach Anleitung der Stunden- und Studienpläne die Vorlesungen besuchten und sich jahrelang abrackerten, bis sie jedem ihrer Lehrer Genüge leisten konnten, den Stab brechen? Das wäre doch fürwahr eine ruchlose Tat!

Nein, an uns ist es, für unsere gutmütigen und vertrauensseligen Kommilitonen die Stimme zu erheben und die Aufmerksamkeit der Behörden auf einen für Hunderte von uns lebenswichtigen Uebelstand zu lenken, der darin besteht, daß man einen einmal berufenen Hochschullehrer jahrzehntelang wursteln läßt, ihm sogar wichtige Fachvorlesungen überträgt und sich zufrieden gibt, wenn dieser nur pünktlich seine Kollegien liest und keine besondern Klagen seitens der Fakultät gegen ihn eingehen. Die Fakultät aber ist ein gar zerbrechliches Haus und selbst mancher Mutige hütet sich, darin einen Kampf zu entfesseln, weil er weiß, daß das Dach bei widrigen Verquickungen auch über seinem Haupte zusammenbrechen könnte.

Darum ist es an uns Studenten, frei herauszusagen, was uns die Einsichtigsten der Dozenten in den Mund legen. Wenn es an einer Hochschule Professoren gibt, in deren Vorlesungen dreiviertel der dafür eingeschriebenen Studierenden das Semester hindurch wegbleiben, wenn unter den Studierenden erste Semester, denen es sonst an Studieneifer nicht mangelt, erklären, man bringe sie mit zehn Pferden nicht wieder in bestimmte Vorlesungen hinein, wenn sogar fleißige junge Damen bekennen, in gewissen Vorlesungen gehe es so primitiv zu, daß sie, um einerseits ihre tödliche Langweile zu ersticken und anderseits die eifersüchtige Wachsamkeit des Dozenten zu täuschen, gezwungen seien, sich Romane in ihre Kollegbücher zu legen und ihre Privatkorrespondenzen

während der Vorlesungen zu erledigen, wenn endlich gewisse Herren es als Sport betreiben, in den Vorlesungen alles das lächerlich zu machen, was ihrer eigenen Nichtigkeit überlegen ist, dann ist es höchste Zeit für die Behörden, einmal zum Rechten zu sehen.

Man bringe nur einmal den Mut auf, einen Dozenten genau so wieder abuberufen, wie man ihn berufen hatte, wenn es das Interesse der Wissenschaft, der Fakultät und nicht zuletzt der geplagten Studentenschaft verlangt. Die Qualitäten eines Dozenten erweisen sich durchaus nicht immer als proportional zur Größe der Distanz in Kilometern, aus der man ihn hergeholt hat. Mißgriffe können überall vorkommen, aber man tut kaum irgendwo wie in der Schweiz so verschämt, wenn man nachträglich die Niete entdeckt.

Also nochmals: man lasse endlich einmal die Studentenschaft etwas in Ruhe. Dieser macht man das Leben mit den oft eigentümlichen Examinationsmethoden noch schwer genug. Sind die Akademiker dennoch, wie immer behauptet wird, teilweise unbrauchbar, so gehe man auf ihre geistigen Väter zurück und prüfe diese auf ihre Potenz. Man säge vom Baum der Wissenschaft die Aeste herunter, die schon vor zwanzig Jahren abgestanden und ausgedörft sind, dann werden bald auch die Klagen über eine ungenügend befähigte Akademikerschaft verschwinden.

Hans Vonwyl.

ROSINEN.

Zu einem Kuchen natürlich. Zwar fürchte ich, wer die mit Zahlen gespickten Zeilen überfliege, möchte meinem Gericht mißtrauen und mir statt der süßen Weintrauben das trockene Wort Statistik als geeignere Ueberschrift empfehlen. Doch sei er ohne Sorg' und harre aus. Rosinen sollen dennoch serviert werden.

I.

Was wird im „Zürcher Student“ geschrieben? Darüber möchte ich heute berichten und gleichzeitig von den Zahlenreihen, als ob es Rebstöcke wären, einige der besagten Trauben pflücken.

Die zwei letzten abgeschlossenen Jahrgänge und die ersten vier Hefte des laufenden liegen vor mir. Einem jeden hat ein anderer Redaktor seine besondere Prägung gegeben.

1927. Hans Barth, iur. Er liest heute an der Volkshochschule Philosophie. Seine Vorliebe für jene Wissenschaft spiegelte sich im

Inhalt unserer Zeitschrift. Schöne, wohlfundierte, oft nur allzulange literarische Abhandlungen füllten die Seiten. Dazu als einziges Diskussionsthema: Panuropa. Angelegenheiten der Studentenschaft kamen nur in beschränktem Umfang zur Sprache. Heft 5 jenes Jahrganges, auf Antrag der Studentenräte der Aussprache über die Urabstimmung betreffend die (später verworfenen) Verträge der Zentralstellekommission mit dem hiesigen Buchhändlerverband reserviert, bildete eine Ausnahme.

1928. Dem Philosophen folgte der Journalist. Hans W. Schlatter. Im GStR. hatten die studentischen Parlamentarier gegen die rein literarisch orientierte Tendenz des vorhergehenden Redaktors, trotz Anerkennung seiner Verdienste, protestiert. Alles wurde umgekrempelt. Angelegenheiten der Studentenschaft und Mitteilungen aus der Organisation rückten in den Vordergrund. Die Zahl der Beiträge wuchs. Ihre Länge schwand. Was studentisches Leben und studentische Interessen berührte, sollte herangezogen, Widerspruch herausgefordert, Diskussion entfacht werden. „Möglichst vielerlei,“ „Fasse dich kurz,“ waren die Devisen. Unter vielen lebendigen Beiträgen fand sich eine einzige Totgeburt, der „Roman“. Doch dazu ist heute nichts mehr zu sagen.

1929. Der Anklang, den die von H. Schlatter eingeführte Richtung gefunden hatte, blieb auch für den gegenwärtigen Redaktor Hans Vonyl bestimmend. Auf seine Charakteristik verzichte ich. Damit er sie weder zu streichen noch zu ergänzen braucht. Sein Versuch, durch Heranziehung aller studentischen Verbände den Kreis der Interessenten am „Zürcher Student“ zu mehren, zeitigte außer der glänzenden Polemik „Bier contra Cocktail“ nicht die erhoffte Ausbeute. Der Weg zu neuem Stoff muß gefunden werden. Es gilt, für neue Beiträge zu werben. Dazu will diese Untersuchung mithelfen.

Zahlen mögen nun das Bild vervollständigen und Aufschlüsse über die bisherige und für die künftige Gestaltung unserer Zeitschrift geben. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

Versuche, wie der vorliegende, die Beiträge nach Gruppen zu scheiden, gehen nicht ohne Gewalttätigkeiten ab und bedürfen notwendiger Erläuterungen. Unter dem Stichwort „Orientierung“ habe ich die Aufsätze zusammengefaßt, die sich insbesondere zu irgend einer Lebensauffassung bekennen. Die Gruppe „Studentenschaft“ enthält die Berichte über Feste, Organisationsfragen, V. S. S., Ferienkolonien und andere Angelegenheiten der Studentenschaft, die Rubrik „Ausland“ solche über fremde Universitäten und Studentenorganisationen. Unter den litera-

	Jahrgang V 1927/28 Redaktor: Barth			Jahrgang VI 1928/29 Redaktor: Schlatter			Jahrgang VII 1929. Nr.1-4 Redaktor: Vonwyl		
	Zahl der Artikel	Zahl der Seiten		Zahl der Artikel	Zahl der Seiten		Zahl der Artikel	Zahl der Seiten	
		ab- solut	in % ₀		ab- solut	in % ₀		ab- solut	in % ₀
Artikelserie:									
1. Orientierung	4	9	5,5	7	14	8,5	2	7	7
2. Studentenschaft	5	30	18,5	19	38	23,0	8	11,5	11,5
3. Ausland	3	12	7,5	4	10	6,0	1	3	3
4. Verbindungen	0	0	0	0	0	0	13	23,5	23,5
5. Literarische Beiträge	11	55	40,0	20	45	26,5	8	17	17
6. Karikaturen	0	0	0	1	1	0,5	2	2	2
7. Nekrologe	0	0	0	1	2	1,0	1	3	3
8. Politik. Rassen	5	17	10,5	5	13,5	8,0	3	6	6
9. Studium	2	3	2,0	1	3,5	2,0	1	3	3
10. Inserate	—	2	1,0	—	1	0,5	—	0	0
Total Hauptteil:	30	138	85,0	58	128	78,0	39	76	76,0
11. Offizielle Mitteilungen	—	8	5,0	—	23	14,0	—	18,5	18,5
12. Buchbesprechungen	—	12	7,5	—	11	7,0	—	4,5	4,5
13. Kleine Beiträge	—	3	2,0	—	2	1,0	—	1	1,0
14. Inserate	—	1	0,5	—	0	0	—	0	0
Total ganze Zeitschrift:	—	162	100,0	—	164	100,0	—	100	100,0
Durchschnittlicher Umfang der Beiträge im Hauptteil:	4,6 Seiten			2,20 Seiten			1,94 Seiten		

rischen Beiträgen habe ich endlich alles subsumiert, was in keiner der anderen Gruppen Platz fand, so vor allem Abhandlungen literarischen, philosophischen und theologischen Inhalts, Skizzen, Gedichte, kurz alles mögliche und Unmögliche, selbst den „Roman“ (1928). Inserate wurden nur insofern berücksichtigt, als sie innerhalb des Textteils zur Füllung leerer oder halbleerer numerierter Seiten dienten. Seitenzahlen und Prozente wurden jeweils auf 0,5 auf- oder abgerundet.

Dies mag zum Verständnis der vorliegenden Tabelle genügen. Vieles läßt sich durch Vergleiche aus den Zahlen lesen. Es bleibe den Lesern überlassen. Wiederholungen in Worten sind unerwünscht. Wer aber mehr wissen möchte, als ihm der Zahlenschatz zu bieten vermag, der sehe seine alten Hefte durch.

II.

Das war die Aktivseite der Bilanz. Wie aber steht es um die Passiven? Worüber wird im „Zürcher Student“ nichts geschrieben? Was wird verschwiegen?

Unendlich vieles. Tausend und eine Nacht genügten kaum, die ungeschriebenen Geschichten zu erzählen.

Da ist die Themengruppe Politik. Seit jeher gepflegt. Und dennoch beschränkte sich die Diskussion auf vier Fragen: Sozialismus, Pazifismus, Antimilitarismus und neuerdings Antisemitismus. Etwas Typisches tritt da zu Tage. Es müssen schon welterschütternde Probleme sein, ehe ein Student ihnen einen Aufsatz widmet. Näherliegendes, Lokales, Dinge, die uns ganz persönlich berühren, bleiben verschwiegen.

Im vergangenen Frühjahr hat der Nationalrat in seinen Beratungen dem künftigen eidgenössischen Strafgesetzbuch mit knappem Mehr einen Artikel beigefügt, der die Bestimmungsmensur zum strafbaren Delikt macht. Das geht nicht nur unsere inkorporierten Kommilitionen etwas an, die sich gerne ihre Gesichter mit einer Degenspitze tätowieren lassen. Sondern ebenso unsere Universitätsbehörden als vollziehende Organe staatlicher Gesetze. Und nicht zuletzt die große Masse der Wilden, die nicht wünscht, daß eine von der Mehrheit längst überwundene Tradition nachträglich vom Strafgesetzgeber mit einer Märtyrerkrone ausgezeichnet und durch das Reizmittel verbotenen Heldentums zu neuem Leben erweckt werde. Doch persönliche Meinungen bei Seite. Hier kommt es mir nur auf eine Feststellung an: die Studentenschaft hat geschwiegen. Kein Maul, keine Feder hat sich gerührt.

Wie verhält sich die akademische Jugend zum Frauenstimmrecht? Dürfen wir hoffen, daß diese urdemokratische Institution, die in gewissen Auslandsstaaten, über die man in der ältesten Demokratie erhaben die Nase rümpft, längst selbstverständlich ist, nach Jahrzehnten des Zauderns auch in unserem Vaterland eingeführt werde? Wer kündigt es im „Zürcher Student“, daß wir frei vom Dampf „stimmberechtigter“ Ehemänner und verknöchelter Junggesellen die Bedenken der politisch organisierten Spießbürger aller Parteien nicht teilen? Da ja die Frauen ihr Stimmrecht nie ärger mißbrauchen können, als es ihre Männer bereits tun. Oder habe ich mich in der Gesinnung meiner Kommilitonen getäuscht? Beweist die ablehnende Haltung gegenüber vielen Äußerungen der Weiblichkeit, die sich in Vorlesungen und Uebungen oft bemerkbar

macht, daß die Jungen bereits ins Horn der Alten stoßen? Ich bitte um Aufklärung.

Bis das Frauenstimmrecht Tatsache wird, mögen sich unsere Kommilitoninnen trösten. Denn die Unterschätzung der Frau in der Politik wird reichlich kompensiert durch deren Ueberschätzung, sobald sie sich in den Gängen oder am Büffet der Universität zeigt. Was da an Versuchen in Liebe verbrochen wird! Wer beschreibt es? Niemand. Dafür vehemente Diskussion des Themas „Polygamie“ (Jahrgang 1928). Trotz des Mißverhältnisses von Angebot und Nachfrage zu ungunsten des männlichen Geschlechts und aller Mißerfolge monogamer Annäherungsversuche. Sogar im Gebiet der Liebe scheinen sich die Studenten nur noch für sittenstürzende Neuerungen zu interessieren. Denn wer hat den Mut, wer meistert die Form, seine eigenen Erlebnisse zu gestalten?

Von der Politik bin ich zur Liebe und von dieser, wie die meisten ihrer Kandidaten, zum fehlenden Mut gekommen. Hier möchte ich noch verweilen. Mut fehlt vor allem zu Artikeln, die sich mit der Ausgestaltung des Studiums befassen. Die wenigen Beiträge, die zu solchen Fragen Stellung nehmen, stammen in der Regel von Dozenten. Je größer die Fakultäten werden, umso schwieriger wird es, den Zusammenhang zwischen Lehrer und Lernenden zu wahren. Es besteht Gefahr, daß die Hochschule zum Bildungsautomaten werde und die Studienprogramme zu Formeln erstarren. Der „Zürcher Student“ könnte hier eine Aufgabe erfüllen. Wer mit der Anlage einer Seminarübung unzufrieden ist, wer glaubt, bessere Berücksichtigung eines Spezialfaches fordern zu müssen, wer irgend welche Wünsche hat, der bringe sie hier zur Sprache und begnüge sich nicht damit, in den Gängen herumzuschimpfen. Die geäußerte Ansicht mag scheinbar noch so ketzerisch, noch so abwegig sein, sie wird sicherlich gerade von den Herren Dozenten mit Interesse und ohne Groll verfolgt werden. Unsere besten akademischen Lehrer stehen Meinungsäußerungen ihrer Schüler viel freier gegenüber, als die meisten Kommilitonen aus einem verengten penälerhaften Anschauungskreis heraus sich das vorzustellen wagen. Also los! Ohne Scheu, und bitte nicht anonym.

Für Autoren, die um ein Thema verlegen sind, habe ich hier ein paar Rosinen herausgeklaut und so mein Wort gehalten. Wer schafft den Teig, um mit diesen oder andern Beeren Artikel zu backen?

Hunderte von Problemen harren ihrer Bearbeiter. Wer zu einem

Theaterstück, einem Konzert, einer Kunstaussstellung, einer politischen Aktion, oder zu was immer es auch sei, eine Ansicht zu äußern hat, die im großen Blätterwald der öffentlichen Meinung nicht vertreten wird, der formuliere sie für den „Zürcher Student“. Steht sein Thema im allgemeinen studentischen Interesse, umso besser. Kommilitonen, macht dem Redaktor mit einem großen Angebot die Wahl schwer, damit er euch demnächst etwas besseres vorzusetzen hat, als meine Animierrosinen.

Robert Tobler.

Kommilitoninnen !
Kommilitonen !

**Auf zu den II. Akademischen
Weltwinterspielen in Davos!**
4.—12. Januar 1930.

Programme erhältlich in der Zentralstelle der Universität Zürich.

WERT UND UNWERT DER DISSERTATION.

Kommilitone Tobler hat mit seinem Vorwort zu einer Dissertation für uns Juristen recht eigentlich die Frage des Regimes gestellt. Er hat mit einer Unbekümmertheit die Dissertation in die Diskussion geworfen, die höheren Ortes Kopfschütteln verursacht haben wird. Sein Draufgängertum wird ihm den Vorwurf der Ketzerei eintragen.

Immerhin möchte ich nicht etwa in jenes andere Extrem verfallen und uns Jungen das Recht absprechen, am bisherigen Studiengang Kritik zu üben. Wollen wir uns aber bei einer solchen Kritik die Sympathien unserer Professoren und der Behörden erhalten, so müssen wir die Aussprache sachlicher gestalten und weniger von Stimmungsgehalten abhängig machen. Es ist der einzige Fehler Toblers, daß seine Ausführungen zu sehr von einer momentanen Stimmung befangen sind, daß er die eigene, eben erst angefangene Dissertation in einem vielleicht ungünstigsten Zeitpunkt zum alleinigen Wertmaßstab nimmt. Um nicht mißverstanden zu werden, möchte ich festhalten, daß jeder an einer Dissertation Schreibende ähnlichen und gleichen Stimmungen unterworfen ist, wie sie im „Vorwort“ Toblers zum Ausdruck kommen. Ist

es doch bei einer Arbeit, die uns wochen- und monatelang fast allein erfüllt, gar nicht anders möglich, als daß wir unsere Einstellung zur Dissertation je nach deren gutem Fortgang beständig verändern. Ich zweifle nicht daran, daß auch Kommilitone Tobler diesen Umwertungen erliegen wird.

Zur Verdeutlichung meiner Ansicht weise ich nur ganz kurz auf die natürlichen Stadien hin, die jeder an einer Dissertation Arbeitende zu durchgehen hat. Die erste Zeit, unmittelbar nachdem man das Thema geholt und festgelegt hat, ist schön und beglückend. Man schwelgt in Literatur, trägt Material zusammen, katalogisiert. Solange man sammelt und nur roh sondiert, finden sich noch wenig Widersprüche und Hemmnisse.

Schwer fällt jedem der Entschluß, unter das Sammeln den Schlußstrich zu setzen. Allzu große Gewissenhaftigkeit lähmt hier vielfach zu lange den Entschluß, sich durchzuringen zu dem weiteren Stadium des Sondierens, Bewertens und Auswählens des Materials. Hier schon können sich Anwandlungen von Mutlosigkeit einstellen. Besser ist es, man läßt Zweifel einstweilen stehen; oft lösen sie sich in einem späteren Zeitpunkt aus dem Zusammenhang der Arbeit von selbst.

Ueber den Zeitpunkt, in welchem man mit dem Schreiben des eigentlichen Textes beginnen soll, kann in guten Treuen gestritten werden. Es ist beinahe nur eine Frage des Temperaments und des Selbstvertrauens. Zu große Selbstbescheidung ist nicht immer am Platz. Das Stadium des Schreibens verlangt viel mehr Mut als die beruhigende Tätigkeit des Sammelns und Bewertens. Erst jetzt, bei der eigenen Formung und Gestaltung, muß man ganz aus sich heraus gehen, Stellung beziehen, stehen gebliebene Zweifel wegräumen.

Es ist nun klar, daß innerhalb dieser weiten Umschreibung jede Dissertation ihre eigene Geschichte hat und daß es deshalb Rezepte nicht gibt, die uns der Mühe entheben, durch eigene Erfahrungen klug zu werden. Schon deshalb ist daher die Dissertation zu bejahen, weil sie uns zwingt, eigene Erfahrungen zu sammeln, mit uns selber fertig zu werden. Dabei schadet es nichts, wenn wir erst auf Umwegen zum Ziel gelangen, wenn wir Energien verschleudern. Allerdings, am Schluß sollten wir so weit sein, die Bilanz zu ziehen, und jeder für sich die bestmögliche Arbeitsweise gefunden haben.

Ich komme aber noch aus einem andern Grund zur Bejahung der juristischen Dissertation, nämlich aus der Hochschätzung der an unserer

Fakultät traditionellen akademischen Lernfreiheit. Ein Abrücken von der Dissertation könnte nach meiner Ueberzeugung nur erkaufte werden mit der Preisgabe der Lernfreiheit; wir erhielten dann feste Studienpläne und einen Betrieb, ähnlich einer höheren Mittelschule. Das aber wäre ein zu teurer Preis für ein Selbsterziehungsmittel, wie es die Dissertation darstellt. Meines Erachtens sind Klausuren und mündliche Prüfung viel weniger geeignet als Wertmesser der Selbständigkeit der Urteilsfähigkeit eines Kandidaten. Deshalb verneine ich noch nicht die Wünschbarkeit einer Vorprüfung für einen Teil der Rechtsfächer in einem niedrigeren Semester, wie sie beispielsweise an der Universität Bern besteht. Doch damit ziehe ich die Diskussion weiter, als es beabsichtigt war.

Ich möchte nicht schließen, ohne bei einer Bemerkung Toblers zu verweilen. Er stellt durchaus richtig fest, daß sich viele Kommilitonen über ihre eigene Dissertation auch pessimistisch äußern. Ich kann mir diese Tatsache nur so erklären, daß man sich durch solche Aussprachen zu erleichtern sucht, um aus der Mutlosigkeit der andern für sich selber wieder Mut zu schöpfen. Deshalb darf man auf solche Couloirgespräche, in denen jeder seine eigene Arbeit möglichst herabsetzt, kein zu großes Gewicht legen.

Fritz Wanner, iur.

„HINTER DEN KULISSEN DER WELTREVOLUTION“.

(Zum Artikel von E. R.)

Dieses Wunderbuch ist wohl den meisten unter uns unbekannt, aber jeder hat wenigstens einmal das „Schweizerbanner“ geschenkt bekommen, auf dessen Redaktionsstube dieses Buch wohl eines der Hauptnachschlagewerke darstellt. Auf diese Weise habe auch ich einmal beim Morgenkaffee ein heiteres Viertelstündchen erlebt.

Wenn Herr de Poncins überzeugt war, daß es nun endlich heraus müsse, was in verwaschener Bläulichkeit vielleicht schon durch die Adern verschiedener Vorfahrgenerationen rollte, so kann man das verzeihlich finden. Nach diesem Schuß kann er wenigstens in Ruhe seine Augen schließen. Unverzeihlich ist aber, daß Herr E. R. nicht etwas mehr Menschenliebe walten läßt: Er hätte seinen Kommilitonen nicht zeigen sollen, wie lächerlich auch ein Akademiker aussehen kann, wenn er öffentlich Komplexe abreagiert.

Ich will die idealen Prinzipien des Freimaurertums hier gar nicht in Frage stellen. Was mich daran unsympathisch berührt, ist nur, daß

durch eine fast schamlose gegenseitige Protektion ein geschlossener Kreis von Leuten zu einem überstarken Einfluß auf das gesamte öffentliche Leben kommt, ein Kreis von Leuten, deren geistige und ethische Superiorität auch der Artikel von Herrn E. R. nicht bewiesen hat. Wer die größten Philosophen, Staatsmänner etc. sind, darüber läßt sich streiten. Es würde mich übrigens interessieren, welche unter den großen Naturwissenschaftlern und Aerzten Freimaurer waren.

Herr E. R. ergeht sich hauptsächlich in heftigen Angriffen gegen den Katholizismus, gegen dessen „Starrheit und Unbeugsamkeit“ und gegen die Inquisition — gewiß nichts neues. Ueber das erstere kann man wieder verschiedener Ansicht sein. Herr E. R. vergißt über den „Hunderttausenden“, die in einer unruhigen Zeit gelitten haben, die Millionen anderer, die durch das System innerlich befriedigt wurden und glücklich waren, Menschen aller möglichen intellektuellen und ethischen Konstitutionen.

Jedes weltanschauliche System macht im Laufe seiner Geschichte eine Ketzerfurchtperiode durch. Die Auswirkungen dieser Erscheinung sind aber je nach Zeitgeist und Volkscharakter verschieden. Je nach Zeit und Volk wird getötet oder unterdrückt, oder nur wirtschaftlich niedergehalten, oder überhaupt bloß offiziell und privat Daseinsberechtigung in Zweifel gezogen. Daß diese Ketzerfurcht in allen Systemen und zu allen Zeiten vorkommt, zeigt auch die Bundesverfassung.

Herr E. R. setzt sich dem gleichen Vorwurf aus, mit dem er de Poncins lächerlich macht: Er schiebt auch Kulissen und meint, dahinter alles zu finden, was nach Romanen und Filmen sich an schauerlichen und pikanten Dingen hinter sämtlichen Kulissen der Welt finden muß. Er war wohl über den Erfolg dieses Unternehmens selbst etwas enttäuscht, sonst hätte er nicht einen so beleidigenden Ton anschlagen müssen.

Kuno Bürgi, med.

EINDRÜCKE UND ERFAHRUNGEN EINES AUSTAUSCHSTUDENTEN IN DEN VEREINIGTEN STAATEN.

1. Anmeldung und Hinreise.

Der Student, der sich um den Austausch Schweiz-Vereinigte Staaten bewirbt, besitzt leider nicht die Möglichkeit, seine künftige Universität selbst auszuwählen. Es liegt auch nicht in der Hand des Schweizerischen Austauschkomitees oder des Institute of International Education in New

York, das den Austausch nur vermittelt, sondern es ist die amerikanische Universität, die die Wahl selbst trifft. Da kann es denn vorkommen, daß man an eine kleinere oder mittlere Universität kommt, von der man überhaupt noch nie etwas gehört hat. Es sei hier gleich vorweggenommen, daß dies nicht zum Schaden des Austauschstudenten ist, der von vornherein im Sinne hat, drüben sein Fachstudium weiter zu treiben. Der Zweck des Aufenthaltes ist ja vielmehr das Kennenlernen amerikanischer Verhältnisse und Zustände, so weit dies im Rahmen der Zeit möglich ist. Dann ist der Aufenthalt in einer kleineren Stadt bei weitem demjenigen in New York oder einer andern Großstadt des Ostens vorzuziehen.

Es kann nicht die Absicht der vorliegenden Zeilen sein, praktische Reise- und Verhaltensregeln zu geben. Immerhin dürfte dem Unkundigen geraten werden, die Ueberfahrt auf einem deutschen oder holländischen Dampfer zu machen. Will man eine längere Ueberfahrt von 8–10 Tagen wagen, so sind die sogenannten Kabinendampfer vorzuziehen. Bei gleichem Preise wie bei größeren Schiffen in der 2. Klasse hat der Passagier hier das ganze Mittelschiff zu seiner Verfügung. Wünscht man eine kurze Seereise, wählt man am besten einen großen Dampfer und benützt dort die sogenannte 3. Touristenklasse. Da ist auch die Möglichkeit gegeben, eine Hin- und Zurück-Fahrkarte zu nehmen, was die Reise erheblich billiger gestaltet. Der Nachteil liegt aber darin, daß man eben wieder die gleiche Route zurückzufahren hat.

Bei der an Bord kommenden Einwanderungsbehörde in New York begegnen dem Austauschstudenten keine Schwierigkeiten, und daß er beim Zoll nicht versucht, ein Gläschen Alkohol zu schmuggeln, ist ja selbstverständlich. Obwohl nun in meinem Falle das Institute of International Education von meiner Ankunft benachrichtigt und mir mitgeteilt wurde, daß ich abgeholt würde, war dies nicht der Fall. Jeder muß eben soviel Reisegewandtheit besitzen, daß er im gegebenen Augenblick nicht ratlos dasteht. Hotels gibt es überall und auf dem Dampfer findet er sicher jemand, der die Reise nicht zum ersten Male macht.

Am Bestimmungsort sollte der Austauschstudent ebenfalls abgeholt werden und im übrigen wird er sich bald zurechtfinden. Es hat zwar nicht jeder das Glück wie ich, gleich auf dem Dampfer die Bekanntschaft eines Professors meiner künftigen Universität zu machen, der zu alledem noch mein Hauptfach vertrat. Einmal an der Universität, wird jedem nach Möglichkeit geholfen.

Es gibt nicht überall Studentenheime; dafür werden einem gute Boarding-Häuser empfohlen, so daß jeder seinen Ansprüchen gemäß leben kann.

2. Die materielle Seite des Austausches.

Keinem möchte ich anraten, ein Stipendium einer amerikanischen Universität anzunehmen, das nicht das gebührenfreie Studium in sich schließt. Jedes Semester käme sonst auf mindestens 500—700 Schweizerfranken Kollegiengeld zu stehen, wobei noch hervorzuheben ist, daß Kollegiengeld und Leistung in einem ganz unnatürlichen Verhältnis zueinander stehen.

Wer nicht selbst über genügend Mittel verfügt, muß mindestens ein Stipendium haben, das die Hälfte des Reisegeldes, das gebührenfreie Studium und 800 Dollar zu einem zehnmonatigen Aufenthalt in sich schließt. Für die übrigen Auslagen und für die Rückreise muß er etwa noch die Summe hinzulegen, die er beim Studium in der Heimat braucht. Das heißt: der Aufenthalt in den Vereinigten Staaten kommt ihn in diesem Falle nicht höher zu stehen, als wenn er in der Heimat studiert. Manche mögen sich denken, daß sich auch drüben Gelegenheit biete, etwa durch Erteilung von Privatstunden, noch Taschengeld zu verdienen. Das trifft aber nur in seltenen Fällen zu. In Pittsburgh zum Beispiel, wo ich war, bietet sich einem fremden Studenten gar keine Möglichkeit.

Die Reisekosten sind natürlich sehr hoch. Da kommt aber der Reisefonds des Austauschkomitees in Betracht, so daß jedem allermindestens die Hinfahrt gedeckt ist. Nimmt man noch das Kollegiengeld hinzu, das man beim hiesigen Studium zu bezahlen hätte, ist die Hin- und Rückreise gesichert. Daß man drüben gebührenfrei studieren soll, erwähnte ich, so daß nur noch der Lebensunterhalt zu bestreiten ist. Da ist es denn je nach der Stadt, in der sich die betreffende Universität befindet, verschieden. Die Stipendien sind auch nicht alle gleich hoch. Mit 75—90 Dollar im Monat läßt sich bei nicht übermäßigen Ansprüchen sicher gut auskommen. Nun ist es freilich mit dem Aufenthalt an einem einzigen Orte nicht getan. In einem so riesigen Lande, wie es die Vereinigten Staaten sind, sollte man Gelegenheit zu größeren Reisen haben, um auch nur eine Idee vom Ganzen zu bekommen. Die Reisen kommen dann allerdings ziemlich hoch, da eben mit großen Entfernungen zu rechnen ist. Allein auch hier bieten sich dem Studenten

wieder verschiedene Möglichkeiten, so daß er dennoch etwas sehen kann. Das ganze Land ist von Autobuslinien durchzogen, in denen sich wenigstens bei Tag ganz angenehm reisen läßt. Abgesehen davon, daß man vom Lande selbst viel mehr zu sehen bekommt, ist der „Bus“ um die Hälfte billiger als die Bahn. Die Benützung von Exkursionszügen verbilligt eine Reise ebenfalls erheblich. Wer nicht allzu verwöhnt ist, wird in den Großstädten nicht in den Hotels wohnen, wo ein Zimmer 2.50—4 Dollars kostet, sondern in den überall zu findenden YMCA.-Hotels (Christlicher Verein junger Männer) wohnen, wo er schon Zimmer für 75 Cents erhalten kann. Auf diese Weise stellt sich eine Reise nicht höher als bei uns, da das Essen hier wie dort ungefähr dasselbe kostet.

3. Die Stellung des Austauschstudenten an der Universität.

Ueber die Stellung des Austauschstudenten ist vorerst zu sagen, daß sie beinahe überall anders ist, weil in der Regel andere Bedingungen vorhanden sind. Das Folgende gilt daher besonders für die Universität Pittsburgh in Pennsylvania und für Universitäten, die ihr an Größe gleichkommen.

Eigentlich läßt sich darüber nur Lobenswertes sagen. Die Aufnahme, die man findet, ist überaus herzlich. Da sieht man sich gleich zum graduate assistant erhoben und als solcher ist man bereits Mitglied der Fakultät. Es ist nicht jedermanns Sache, an allzureichlichen, gesellschaftlichen Zusammenkünften teilzunehmen. Der Austauschstudent kann aber hier nicht ausweichen. Das Leben an einer amerikanischen Universität, das ich bei einer andern Gelegenheit ausführlicher schildern möchte, spielt sich eben anders als bei uns ab. Ist man dazu Mitglied der Fakultät, so häufen sich die gesellschaftlichen Verpflichtungen in nahezu erschreckendem Maße. Ueberall ist man ein gern gesehener Gast und man genießt eine Achtung und ein Vertrauen, die manchem etwas ungewöhnlich erscheinen mögen.

Das Verhältnis zu den Professoren ist überaus gut. Man wird sich diesem oder jenem näher anschließen, und dann ist die Möglichkeit gegeben, daß man auch die feineren Seiten des amerikanischen Lebens in all seiner bunten Mannigfaltigkeit kennen lernen kann. Der persönliche Verkehr mit den Professoren ist dabei nicht nur viel reicher an Gewinn, als wenn man die „Vorlesungen“ besucht, sondern er ist auch dem Verkehr mit den amerikanischen Studenten vorzuziehen. Ich muß gestehen,

da ich vom amerikanischen Durchschnitts-Studenten keinen guten Eindruck erhalten habe. Dies zu begründen, möchte ich an anderer Stelle versuchen. Dagegen ist er in persönlicher Beziehung äußerst angenehm, so daß auch die Beziehungen zu ihm unvergeßlich werden können.

Wie sich die Schweizerkolonie zum Austauschstudenten stellt, kann ich nicht sagen, da ich nicht mit ihr in Berührung kam, sondern nur ganz zufällig einen einzigen Schweizer kennen lernte. Ich suchte auch die Verbindung nicht, da ich nur unter Amerikanern leben wollte und besonders die Verwendung der deutschen Sprache auf wenige Fälle beschränkte. In mancher Hinsicht wäre es allerdings zu wünschen, wenn die Schweizer-Kolonie schon zu Beginn der dortigen Studienzeit wüßte, daß sich ein Austauschstudent unter ihnen befindet. Aber ich mußte leider überall die Erfahrung machen, daß man vom Amerikaner gastlicher aufgenommen wird als vom eigenen Mitbürger!

Hans W. Hartmann, cand. phil. I.

DAS GEISTIGE NIVEAU DER AKADEMIKER.

Für jeden Primaner bedeutet die Maturität die Brücke zum Paradies, das Eingangstor zur Seligkeit, kurz einen Ausbund von Wonne, Glück und Hoffnung. Wenn du einmal die Matura hinter dir hast . . ., so beginnt und endet jeder Monolog eines sehnsüchtigen Penälers. Aber dann wird er mit dem Eintritt in die Akademie plötzlich einer Wirklichkeit konfrontiert, die ein ganz anderes Gesicht hat. Sein auf Ideen und Ideale hin gerichteter Geist wird, wie im modernen Krieg, von einem Ansturm von Tatsachen und Begriffsmaterialien überfallen und blockiert. Erwacht er endlich zu nüchterner Einsicht, so sieht er sich um die Hoffnung, dem Schönen und Wahren näher getreten zu sein, schmachlich betrogen.

In den Hörsälen und Gängen der Universität herrscht ein kühler und fabrikmäßiger Betrieb. Hier werden Studenten produziert (so, so! der Setzerlehrling) und auf ein Muster hin zurechtgeschnitten, das dank seiner Beschaffenheit ohne innere Qual und seelische Konflikte große Stoffmassen verschlingen kann. Zu innerer Anteilnahme geneigte Naturen, Problematiker und Idealisten sind die denkbar unzweckmäßigsten Anwärter der Universitäten. Der Idee der Wahrheit zu dienen gilt als überholter Standpunkt. Welch schattenloses Gespenst, welch trostloses, zukunftsloses, hohles Wort, welch unzeitgemäßes Ideal ist übrigens die Idee der Wahrheit! Wer wollte sich heute noch um Wahrheit und

Erkenntnis abmühen, sich mit weltfremden Begriffen herumschlagen? Auch der Student hat geshalb schon längst aufgehört, vor allen übrigen Menschen eine privilegierte geistige Stellung sich ausbedingen zu wollen. Soll er allein dem Zuge der Zeit, der praktische Kenntnisse fordert, Arbeitsmethoden, verwertbares Wissen und Erfahrung, nicht nachgeben dürfen? Der Zug der Zeit ist die Stimme Gottes, das Weltgericht, keine Einladung zum Mitreisen, nein, ein diktatorischer Wille. Wer deshalb noch jene fromme Hingabe zur Wissenschaft, jenes zielbewußte Streben nach Wahrheit, nur nach Wahrheit, unter modernen Studenten vermutet, der sucht am falschen Ort.

Der Student will heutzutage kein Asket mehr sein, der an nur Wahrem Befriedigung findet. Und wenn es doch vorkommen sollte, daß ein solcher existierte, so ist er eine bemitleidenswerte Figur, ein Mensch ohne Zukunft, ohne praktische Bedeutung, ein mißverständener Einsiedler und Narr.

Der ganze Universitätsbetrieb ist heute ein riesiger Mechanismus: der Professor serviert Stoff, der Schüler verschlingt ihn. Das ist einfach und klar; dem Schüler, dem das nicht einleuchtet, fehlt irgendeine Voraussetzung zu einem Studenten. Ein Mechanismus ist hier tätig, der keine Berücksichtigung der Individualität, sondern nur arbeitende Massen kennt. Es ist zwar eine gute Vorbereitung für das spätere Leben, das Theorien und Wahrheiten verachtet, aber mechanisches Können verlangt und den geschulten Blick für Tatsachen. Die Universität kann nichts dafür, daß sie sich zur modernen Sachlichkeit bekehren mußte, so gut wie Frauen nichts dafür können, die Frauenemanzipation entdeckt zu haben. Die Uniformität der Gesinnung (??) unserer Studenten ist deshalb das natürliche Produkt, das der riesige Automat der Universität hervorbringt, indem er jährlich eine ungeheure Herde auf Kenntnisse hin abrichten und eindressieren muß, um sie dann als Fertigware in Verkehr zu bringen. Tatsächlich ist der moderne Student das geeignetste Material, um riesige, wohlpräparierte Sachzusammenhänge zu erfassen, zu reproduzieren und höchstens noch zu kritisieren. Sein geistiges Bedürfnis wird vollauf abgesättigt durch die phantasielose Stoffkost, welche er täglich einlöffelt, und die ihm geradezu die Möglichkeit raubt, weitere geistige Interessen zu entwickeln. Ideen und Erkenntnisse empfindet er als nutzlose, langweilige Budgetbelastung seines Geistes. Er sucht sich sein Ideal anderswo, vielleicht in einem Weekend, das ihm realere Freuden sichert, bei Flirt, Zigaretten und Grammophon.

Was bedeutete einst Bildung? Strengste geistige Zucht, Suchen nach Wahrheit und Erkenntnis, persönliche Initiative, Selbsterkenntnis. — Was ist sie heute? Beherrschung toter Materie, die in leerem Nacherkennen längst feststehender Tatsachen besteht; Wissen ohne innere Anteilnahme, rein quantitatives Erfassen und Umschreiben von gestellten Problemen.

Die Studentenschaft war dereinst der Mittelpunkt des geistigen Lebens; die Kultur und ihre Probleme erweckten in erster Linie ihre Interessen, erschütterten sie und rissen sie mit. — Kein Fortschritt ohne uns, engster Kontakt mit den Fragen der Zeit: so sollten auch heute unsere Parole lauten. Dem zum Trotz sehen wir, wie sich der Student überall dort zurückzieht, wo Entscheidungen zu treffen sind. Er verbleibt in Passivität und umhüllt sich mit dem Mantel der Skepsis. Religion, Politik, Erkenntnis, existieren gleichsam außerhalb seiner Lebenssphäre, denn in allem fühlt er sich Dilettant: kurz, das *aude sapere* bekümmert ihn nicht mehr allzustark.

Daraus folgt die beklagenswerte Tatsache, daß die Universität als sogenannter Hort der Wissenschaft der fetteste Nährboden und ergiebigste Jagdgrund für mittelmäßige Köpfe ist. Erst im Laufe der Zeit ist es ihre Praxis geworden, eine breite Masse systematisch zu züchten, die nur noch einen zahlenmäßigen, aber keinen qualitativen Wert mehr repräsentiert. Es ist deshalb sehr wohl verständlich, wenn Menschen wie Nietzsche, Spitteler, Bernard Shaw behaupten, es gebe wohl noch eine wahre Wissenschaft und eine wahre Kunst, aber sie sei nicht zu finden an modernen Universitäten. E. Fröhlich, iur.

AUSTRIA

III. Sorte, Austria=Khédive, Memphis

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

Universität Zürich.

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert:

a) zum Doktor beider Rechte: Herr Ernst Altorfer von Eglisau und Schaffhausen (Dissertation: Die Dienst-

verweigerung nach schweizerischem Militärstrafrecht); Herr Walter Früh von Zürich (Dissertation: Die Vormerkung persönlicher Rechte nach schweizerischem Grundbuchrecht);

b) zum Doktor der Volkswirtschaft:

Herr Isaj Lifszyc von Lodz, Polen (Dissertation: Die Agrarfrage in Polen); Herr Paul Büssinger von Eiken, Aargau (Dissertation: Das gesetzliche Zinsfußmaximum in der Schweiz); Herr Daniel H. Steyn von Colesberg, Süd-Afrika (Dissertation: Die landwirtschaftlichen Bezugs- und Absatzgenossenschaften im Kanton Zürich); Herr Joze Lavric von Moravce, Jugoslawien (Dissertation: Jugoslawische Steuerpolitik 1918—1928);

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Simon Schöngut von Wadowice, Polen (Dissertation: Ueber einen Fall von Sarkom des hinteren Mediastinums); Herr Ernst Walter Schollenberger von Winterthur (Dissertation: Zur Anaemie bei Lungenphthise unter besonderer Berücksichtigung der komplizierenden Darmtuberkulose); Fräulein Germaine Eberhard von Jegenstorf, Bern (Dissertation: Beitrag zur Frage des kongenitalen Ikterus); Fräulein Margrit Frey von Zürich (Dissertation: Vergleichende Untersuchungen über Schwangerschaftsdauer, Wochenbettverlauf, Geburtsgewicht und Länge der Neugeborenen, bei den Hausschwängern und bei den erst sub partu in die Klinik eintretenden Frauen); Herr Hugo Krayenbühl von Zihlschlacht, Thurgau (Dissertation: Beitrag zur Kenntnis der Ewingischen Knochensarkome; retikuläres, myeologenes Sarkom der Siebbeinzellen); Herr Florian Spinass von Tinzen, Graubünden (Dissertation: Ueber Febris undulans beim Menschen; Infektion mit Bacterium abortus infectiosi Bang);

an der veterinär-medizinischen Fakultät hat promoviert: Herr Alfred Leuthold von Maschwanden, Zürich (Dissertation: Syrgotral zur Bekämpfung des seuchenhaften Bangschen Verwerfens beim Rinde);

an der philosophischen Fakultät I hat promoviert: Fräulein Nelly Schmid von Schaffhausen (Dissertation: Das Vergleichsurteil auf Grund der Beobachtung von Zeitstrecken);

an der philosophischen Fakultät II: Herr Albert Brosi von Solothurn (Dissertation: Ueber die Ordnung der ein- und mehrstufigen Automorphismengruppe, sowie des Automorphismen-

körpers der endlichen Abelschen Gruppen).

Escher-Abegg-Stiftung.

Stiftungs-Urkunde.

Wir, die unterzeichneten Ehegatten,
Dr. W. C. Escher-Abegg
Frau Emma Escher-Abegg
Scheideggstraße 22, Zürich 2,
übergeben heute, am 70. Geburtstag des
Herrn Dr. W. C. Escher-Abegg, der
Stiftung für wissenschaft-
liche Forschung
an der Universität Zürich,
als Schenkung zu Eigentum:
Fr. 250 000.—.

Wir knüpfen an die Schenkung folgende Bedingungen:

1. Die erwähnte Schenkungs-Summe soll von der Stiftung für wissenschaftliche Forschung als Spezial-Fonds unter dem Namen:

Escher-Abegg-Stiftung
verwaltet werden.

2. Die Zinsen sollen zur Unterstützung von größeren wissenschaftlichen Arbeiten schweizerischer Dozenten und Studenten verwendet werden, wie z. B. des Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz von Jaberg und Jud. Wir sprechen den Wunsch aus, es möge das genannte Werk aus den Zinsen der Escher-Abegg-Stiftung in einer Weise gefördert werden, die einen glücklichen Abschluß verheißt. Ueber die Verwendung der Zinsen hat das Kuratorium der Stiftung für wissenschaftliche Forschung an der Universität Zürich zu beschließen, und es sollen dabei die Grundsätze maßgebend sein, die in der Stiftungsurkunde und im Stiftungsstatut der Stiftung für wissenschaftliche Forschung niedergelegt sind.

3. Zinsen der Escher-Abegg-Stiftung, die nicht zu den vorstehend (Ziffer 2) genannten speziellen Zwecken verwendet werden, fallen dem verwendbaren Vermögen der Stiftung für wissenschaftliche Forschung zu.

4. Der Betrag von Fr. 250 000.— wird durch Uebergabe von
§ 25 000 6 % Obl. Prov. Buenos Aires
§ 25 000 6 % Obl. Deutsche R.-Kr.-B. geleistet.

5. Die Verwaltung der Wertschriften wird der Schweiz. Kreditanstalt in Zürich übertragen.

Mit unserer Schenkung bezwecken wir, die wissenschaftliche Forschung an unserer Universität zu fördern und wir hoffen, daß unsere Zuwendung der Universität zum Segen gereiche.

Zürich, am 9. April 1929.

Dr. W. C. Escher-Abegg
Emma Escher-Abegg.

Studentenaustausch Schweiz-U.S.A.

Stipendienbewerbung für das Studienjahr 1930/31.

Akademiker schweizerischer Nationalität, die vor Abschluß ihrer Studien stehen oder sie vor kurzem beendet haben, sind zur Stipendienbewerbung für 1930/31 eingeladen (Wintersemester 1930/31 und Sommersemester 1931).

Anmeldefrist und Anmeldebedingungen.

Die Anmeldung hat — im Doppel — bis spätestens 6. Januar 1930 an das Rektorat der Universität Zürich zu erfolgen. Hierfür sind zwei besondere Anmeldeformulare, die auf der Universitätskanzlei bezogen werden können, zu benützen. Den ausgefüllten Anmeldeformularen sind — ebenfalls im Doppel — folgende Dokumente beizufügen:

1. Lebenslauf,
2. Photographie (Paßformat),
3. Beglaubigte Abschrift oder photographische Reproduktion des Maturitätszeugnisses oder eines andern zur Immatrikulation an der Universität befähigenden Ausweises,
4. Aerztliches Zeugnis.

Allgemeine Orientierung für die Bewerber.

Es empfiehlt sich, im Lebenslauf den Studiengang ausführlich zu beschreiben und auch genau anzugeben, welche Studien in den Vereinigten Staaten vor allem in Frage kommen, damit das Institute of Education in New-York, das die Austauschgeschäfte in den Vereinigten Staaten besorgt, jedes einzelne Gesuch an passende Hochschulen weiterleiten kann. Vor der endgültigen Zuerkennung eines Stipendiums wird jeder Bewerber angefragt werden, ob er in der Lage sei, dasselbe anzunehmen. Die Stipendien umfassen entweder bloß ein gebührenfreies Studium, zumeist aber den Gebüh-

renerslaß und ein Geldstipendium zur ganzen oder teilweisen Deckung der Kosten des Lebensunterhaltes. An einigen Hochschulen werden auch Freiplätze im Internat als Stipendien vergeben. Das schweizerische Austauschkomitee hofft in der Lage zu sein, an die schweizerischen Austauschstudenten auch wieder Reisestipendien vergeben zu können, falls solche benötigt werden.

Zürich, den 12. Nov. 1929.

Der Rektor der Universität Zürich:
A. Ernst.

Studentenschaft.

Kleiner Studentenrat.

Präsident: A. Altherr, iur., Blümli-
alpstraße 60, Zürich. — Sprechstunden:
Montag und Dienstag 11—12 Uhr,
Freitag 14—15 Uhr im Sekretariat
des KStR.

Vizepräsident: Karl Mötteli, iur., Ent-
felderstraße 9, Aarau.

Quästor: H. Hiltbold, iur., Hornhalden-
straße 36, Kilchberg.

Aktuar: Frl. H. Strehler, phil., Alte
Landstraße 8, Rüschlikon.

Beisitzer: Juon v. Albertini, med., Zelt-
weg 64, Zürich.

Leiter der Arbeitsvermittlung beider
Hochschulen und Sekretär der Studen-
tenschaft der Universität:

Willi Rohner, iur., Plattenstraße 33,
Zürich.

Sprechstunden: Montag und Donnerstag
16—17 Uhr; Dienstag, Mittwoch,
Freitag, Samstag 11—12 Uhr.

Sekretariat: Universität, Zimmer 2.

Präsidenten der Kommissionen:

In Ergänzung unserer Mitteilungen in der letzten Nummer des „Zürcher Student“ geben wir hiermit noch die Präsidenten der Kommissionen bekannt.

Unterstützungskommission: Georges Eg-
ger, iur., Buchenstraße 12, Oerlikon.

Zentralstelle-Kommission: Rob. Tobler,
iur., Freudenbergstraße 108, Zürich.

Vergünstigungskommission: Hans Keller,
phil., Clausiusstraße 58, Zürich.

Sportkommission beider Hochschulen: Ernst
Biedermann, phil. II.- St. Moritz-
straße 17, Zürich.

Vortragskommission: Willy Lüssy, phil. II., Bergli, Horgen.
Lesesaalkommission: Gustav Hefß, theol., Zinnengasse 1, Zürich.
Bibliothekkommission beider Hochschulen: Hans Rutgers, iur., Feldeggstraße 65, Zürich.
Redaktion des „Zürcher Student“: Hans Vonwyl, phil. I., Schindlerstraße 5, Zürich.
Studentenhaus-Kommission: Emil Horber, iur., Cäcilienstraße 8, Zürich.

V. S. S.

Das Bureau des V. S. S. hat sich für das Jahr 1929/30 folgendermaßen konstituiert:

Präsident: M. Schneebeli, cand. iur., Dufourstr. 46, Zollikon, Tel. L. 93.61.
Vizepräsidenten: Pierre Barras, cand. iur., 10, Grand rue, Fribourg, Tel. 28; Fr. Nobile, Pension Montana, Zürichbergstraße, Zürich.
Französischer Aktuar: R. Hochreitner, Goldauerstraße 21, Zürich, H. 56.74.
Deutscher Aktuar: vakant.
Quästor: C. Mötteli, Entfelderstraße 15, Aarau.
Auslandamt: P. Müller, cand. oec., Susenbergstraße 98, Zürich, H. 77.70.
Amt für Studentenhilfe: A. Springer, cand. iur., Weinbergstr. 18, Zürich, Hottingen 15.85.
Amt für Ferienkolonien: L. Littmann, cand. iur., Brandschenkestraße 51, Zürich, Tel. Selnau 51.81.
Sportamt: H. Merz, cand. arch., Clausiusstraße 52, Zürich.
Mitglieder mit beratender Stimme: Dr. H. Bofshardt, Vizepräsident der CIE, Krähbühlstraße 49, Zürich; G. Egger, Buchenstraße 12, Oerlikon, Limmat 84.82; E. Wölfer, Zeltweg 23, Zürich.

Die Bureaus befinden sich in der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, Telephon Limmat 34.21.

Großer Studentenrat.

Die konstituierende Sitzung des Großen Studentenrates hatte noch Ende Sommersemester (16. Juli) stattgefunden. Diese Sitzung war ausschließlich Wahlgeschäften gewidmet. Es waren das Bureau des Großen Studentenrates,

der Kleine Studentenrat sowie die Kommissionen neu zu bestellen.

Einen ebenfalls geschäftlichen Charakter hatte die 2. Sitzung vom 19. November. Da Kommilitone Holenstein aus Gesundheitsrücksichten seine Demission als Mitglied des Kleinen Studentenrates und als Präsident der Studentenschaft eingereicht hatte, mußte der Rat eine Ersatzwahl vornehmen. In den Kleinen Studentenrat wurde neu gewählt Frl. Hedwig Strehler, phil. I und als Präsident der Studentenschaft Herr Mötteli, stud. oec.

Zwei Kommissionen, die seinerzeit vom Großen Studentenrat gewählt worden waren, die Geschäftsprüfungskommission und die Kommission zur Ausarbeitung eines Finanzreglementes, werden auf Antrag des Präsidenten des Großen Studentenrates aufgehoben, da sie ihre Tätigkeit nicht aufgenommen haben.

Daran anschließend erfolgte die Diskussion des Budgets für das Wintersemester 1929/30, das nunmehr auf ca. 7500 Franken Einnahmen basiert. Dasselbe wird mit wenigen Abänderungen genehmigt.

Kommilitone Tobler, Präsident der Zentralstellekommission, erstattete Bericht über das Geschäftsjahr 1928 der Zentralstelle. Aus dem Referat ist zu entnehmen, daß sich der Geschäftsgang der Zentralstelle in stetem Wachstum befindet und daß dieselbe durch gesunde Finanzgebarung und Bilanzierung über erhebliche stille Reserven verfügt.

Der Referent wies sodann auf die mit dem Buchhändlerverband neu eingeleiteten Verhandlungen betr. Aufhebung des Boykotts gegenüber der Zentralstelle hin, betont aber, daß als Grundlage sämtlicher Verhandlungen an der Selbständigkeit der Zentralstelle festgehalten werden müsse. Der von den Rechnungsrevisoren vorliegende Antrag auf Déchargeerteilung an die Zentralstellekommission wird hierauf genehmigt.

Unter Akklamation verdankt der Präsident des Großen Studentenrates dem Präsidenten der Zentralstellekommission sowie deren Leiterin, Frau Büttikofer, die aufopferungsvolle Tätigkeit zum Wohle der Studentenschaft.

Der Präsident des GStR:
M. Schneebeli.

Budget für das Wintersemester 1929/30.

Einnahmen:	
Beiträge	Fr. 7500.—
Ausgaben:	
Einlage in einen Fonds für außerordentl. Ausgaben	Fr. 1500.—
Allgemeine Verwaltung:	
Bureau	Fr. 350.—
Sekretär	„ 150.—
Todesfälle	„ 300.—
Beitrag an den C. V.	„ 750.—
Beitrag an den V. S. S.	„ 600.—
Fakultäten:	
phil. I.	„ 50.—
theol.	„ 80.—
med. dent.	„ 150.—
	Fr. 2430.—
Besondere Verwaltung:	
Arbeitsvermittlung	Fr. 300.—
Bibliothek	„ 400.—
Lesesaal	„ 1000.—
Lesesaal Tierspital	„ 100.—
Redaktion	„ 600.—
Vortragskommission	„ 300.—
Sportkommission	„ 200.—
G. V. des V. S. S.	„ 350.—
	Fr. 3250.—
Außerordentliches	Fr. 320.—
	Total Fr. 7500.—

Genehmigt vom Großen Studentenrate.

Zürich, den 22. Nov. 1929.

Der Präsident: M. Schneebeli.

Genehmigt vom hohen Rektorate der
Universität Zürich.

Zürich, den 27. Nov. 1929.

Der Rektor: A. Ernst.

Neue Bücher.

Rainer Maria Rilke, von Gert Buchheit,
Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Ein Buch, das uns den kaum verblichenen, schon fast sagenhaften Rilke noch einmal in die volle Wirklichkeit hinaufbeschwört. Wir, die wir Rilkes Tod heute noch nicht recht begreifen können, weil er so ganz anders als ein alltäglicher Tod war, wir lesen dieses Buch mit einer religiösen Ergriffenheit. Umspielt von den aus Rilkes Liedern aufsteigenden weihevollen Blumendüften schreiten wir sachte, Schritt vor Schritt, durch seine Welt und entdecken mit ihm die unerhörtesten Schönheiten, die zwar

alle auch an unserm Wege lagen, die wir aber ohne Rilke nie gesehen hätten.

Wir schreiten durch die Rosenhecken seiner Lieder und haben zugleich die hohe Ehre, den Dichter selbst an unserer Seite werden, leiden und vergehen zu sehen. Wie Feuergarben umschlingen uns bisweilen seine Erlebnisse und lösen sich in Kränze glühender Hymnen auf. Wir erleben mit Rilke Tolstoi, wir schweifen durch Rußlands unermessliche Weiten zur Seite des böhmischen Aristokraten, des Dichters mit der in den Schoß des Unermesslichen sich stürzenden Weltseele. Wir machen Bekanntschaft mit Auguste Rodin, dem gewaltigen Schaffer, schwelgen über Balzac, folgen dem Dichter in die asketische Einsamkeit nach Duino und Muzot, und kosten mit ihm, dem unbegreiflichen Meister der deutschen Sprache, die prickelnden Schönheiten französischer Poesie. André Gide und Paul Valéry kommen und gesellen sich zum Meister. Seine Begeisterung wächst sich soweit aus, daß er selbst in französischer Sprache zu singen beginnt. Wir erleben das Wunder, einen deutschen zugleich als französischen Dichter gefeiert zu sehen und erinnern uns unserer Isabelle Kaiser. Wir werden Rilkes großem Gegenspieler im deutschen Lager, Stefan George, gegenübergestellt und wissen nicht, wie wir unsere Bewunderung teilen sollen. Ein Buch also, das einen ganz seltenen Genuß verschafft und geschrieben wurde aus Liebe und Verehrung für den Unvergleichlichen und sein Werk.

Fritz Ernst, Studien zur europäischen Literatur, Verlag der „Neuen Schweizer Rundschau“, Dr. Girsberger & Cie., Zürich.

„Welche geistesgeschichtlichen Abläufe waren notwendig, um uns so zu formen, wie wir sind?“ — Diese Frage steht auf dem Deckblatte des Buches, das uns Werdegang und geistige Potenz eines Heinrich Suso, Lord Byron, Ulrich Bräker, Manzoni, Gontscharow, Amiel, Pestalozzi usw., in plastisch geformten Bildern vor Augen führt.

Fritz Ernsts Versuch, eine Reihe von Aufsätzen zu einem Buche zusammenzufassen und in zwei Sätzen darzulegen, daß ein roter Faden sich gleichmäßig durch die einzelnen Arbeiten ziehe, ist

bemerkenswert. Am Gängelband dieses Fadens sollen wir, vor- oder rückwärtsgehend, feststellen, wie unsere geistige Tonnage zu ihren eigenen Dreadnaughtausmaßen gelangt sei.

Die Wege, auf denen wir Ernst folgen dürfen, sind reizvoll und pittoresk. Was wir z. B. über Pestalozzi erfahren, ist so menschlich schön geschrieben, daß diesem bis jetzt keine mitfühlendere Würdigung zuteil geworden sein mag, aber — angeregt durch Ernsts eigene Gedankengänge kommen wir gerade zum gegenteiligen Resultate wie er: seine Aufsätze liefern uns den untrüglichen Beweis dafür, daß wir trotz all dieser unerhörten Menschenschicksale, die in das Alltagsleben unserer Vorfahren eingebettet lagen, gar nichts von ihnen profitiert haben. Denn hätten wir etwas daraus gelernt, so wären wir etwas ganz anderes, als wir heute sind; wir wären Asketen, Himmelstürmer, Edelaristokraten im vollendetsten Sinne, lauter Titanennaturen und Uebermenschen, unerhört groß im Leiden und im Genießen. Statt dessen sind wir Stubengelehrte, Wiederkäufer, Alleswisser und Nichtskönner, Marionetten der Wissenschaft, Krämerseelen geworden, die vor lauter Sorge um das Morgen nie recht zum Schlafen und nie recht zum Schaffen kommen.

Könnte uns Fritz Ernst zeigen, wie wir uns von diesem Jahrmarkt wieder aufs Kapitol retteten, wären wir ihm noch dankbarer als für diese indirekte, wenn auch großartige Anklage.

Im gleichen Verlage sind neu erschienen die nachstehenden Bücher, deren Besprechung für spätere Nummern vorbehalten wird:

Rechtsphilosophie und Jurisprudenz, von

Dr. iur. Arnold Gysin.

Paul Valéry, Stendhal.

E. R. Curtius, James Joyce.

Ortega y Gasset. Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte.

Valery Larbaud, Lob von Paris.

L. E. Dickson, Algebren und ihre Zahlentheorie. Mit einem Kapitel über Idealtheorie von Prof. Dr. A. Speiser, Zürich. Deutsch im Orell Füßli-Verlag Zürich und Leipzig.

Unter den jährlichen Veröffentlichungen der Schweiz. Mathematischen Gesellschaft erschien obiger Band, der füglich als Standard Work der höhern Algebra bezeichnet werden darf. Was auf dem Gebiete der Zahlentheorien überhaupt je gedacht worden ist, findet sich in diesem Bande vereinigt. Dazu sind alle Theorien, alte und neueste, der scharfsinnigsten Uebearbeitung unterworfen und Ergebnisse daraus hergeleitet worden, die selbst den gewiegten Mathematiker in Staunen versetzen müssen. Das Buch scheint berufen, auf lange Zeit hinaus das Fundamentalwerk der mathematischen Erkenntnis zu werden. Vielleicht ist es nicht zu viel gesagt, wenn wir annehmen, es werde künftig auf dem Gebiete der reinen Mathematik bedeuten, was Kants Kritik auf dem Gebiete der abstrakten Erkenntnis überhaupt.

Das ausgedehnte Kapitel über Idealtheorie in rationalen Algebren von Prof. Speiser reiht sich durchaus ebenbürtig den Arbeiten des großen amerikanischen Gelehrten an und macht das Buch dem europäischen Mathematiker noch wertvoller. Kein Mathematiker, dem etwas an seinem Rufe gelegen ist, wird das intensive Studium des Werkes unterlassen dürfen.

Schweizer Frauen der Tat. 1831—1854.

II. Band des Gesamtwerkes, herausgegeben vom Verlage Rascher & Cie., Zürich.

„Mütter des Schweizervolkes“ möchten wir sie am liebsten nennen, die feinen und hochgesinnten Frauen, deren Wirken und Leben in diesem Bande knapp, aber eindringlich gedacht wird. Wir, die wir gewohnt waren, die Geschichte im allgemeinen und die unseres Vaterlandes im besondern als eine ununterbrochene Kette von Männerschicksalen und Männergemeinschaften zu betrachten, stehen mit staunenden Blicken und gerührten Herzen vor diesem Stück Frauengeschichte, das sich noch fast unter unsern eigenen Augen ohne alles Ruhmgerede, ohne jedes Haschen nach Popularität und weittönender Anerkennung, dafür aber umso segensreicher und wohlthuender, abgespielt hat.

Namen spielen bei dieser Besprechung keine große Rolle, weil sie uns, den mit einer ganz andern vaterländi-

schen Geschichte Gesättigten, doch fremd sind, solange wir das Buch nicht selbst gelesen haben. Wenn ich dennoch des großen Conrad Ferdinand Meyer erwähne, ferner eine Salesia Strickler, die Klosterfrau, der vornehme Bürger trotz ihrem Stande Heiratsanträge stellten und die in einer schweizerischen Volksabstimmung wider Bundesrat und Bundesversammlung einen starken Sieg davontrug, eine Adèle Herzogin Colonna-d'Affry, die als Bildhauerin Ueberragendes leistete, eine Adelheid Page, die für das Volkswohl in ihrem Heimatkanton mehr leistete, als dessen stimmfähige Bürgerschaft vielleicht in fünfzig Jahren gesamthaft fertig gebracht hätte, so geschieht es nur, um besser eingestehen zu können, wie wenig wir bisher von diesen edlen und großen Patriotinnen wußten.

Das Dutzend der andern, der Nichtgenannten aber fordert gebieterisch, daß das ihr Lebensbild enthaltende Buch jeder jungen Schweizerin, vorab jeder Studentin, und dazu jedem Studierenden, der sich ernsthaft um die vaterländische Geschichte bemüht, unter den Weihnachtsbaum gelegt werde.

Lebendige Schule zur Erziehung und Schulung junger Mädchen. Beiträge von Lehrern und Lehrerinnen der Höheren Töchterschule der Stadt Zürich. Orell Füßli-Verlag, Zürich und Leipzig.

Das Buch war als Beitrag an die schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit gedacht und will zeigen, wie Mädchen für ihre künftigen Aufgaben als Frauen ausgerüstet werden. Die Höhere Töchterschule der Stadt Zürich besitzt nicht nur im Inlande, sondern auch über unsere Landesgrenzen hinaus einen guten Ruf. So ist es nicht etwa pädagogisches Marktschreierium, wenn uns die Lehrer an dieser Stelle dieses Buch geben; keiner der Mitarbeiter behauptet, daß seine Methode die allein richtige sei, jeder will einfach zeigen: so kann man's machen, so machen wir es bei uns. Ich möchte wünschen, daß jeder künftige Mittelschullehrer dieses Buch in die Hände nehmen würde. Welches auch sein Fach sei, er würde hier tiefe Einblicke und eine Menge gesunder Anregungen bekommen. I. F. K.

Allgemeines Verwaltungsrecht und Reichsverwaltungsrecht. Von Oberlandesgerichtsrat C. Schaeffer. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig. XII, 254 Seiten. Kartoniert Mk. 5.75.

Dem Studierenden wird mit diesem Schaeffer-Band in der durch die Fülle des Stoffs geforderten Kürze ein vorzüglicher Ueberblick über die Gesamtheit des Verwaltungsrechts in leichtester Verständlichkeit geboten. Auch wer in der Verwaltung selbst tätig ist, wird gut tun, sein Augenmerk von den vorliegenden Aufgaben seiner Verwaltung auf das Ganze zu richten. Aber auch jedem, der von der öffentlichen Verwaltung berührt wird — und wer würde es heute nicht? — und sich einen Einblick in die rechtliche Seite ihrer umfassenden Wirksamkeit verschaffen möchte, wird das Buch ein trefflicher Führer sein.

Schaeffers Verwaltungsrecht hat alle Vorzüge dieses Grundrisses. Schaeffer gliedert den Stoff scharf, betont die inneren Zusammenhänge und die Unterschiede, hebt das Wesentliche von dem Minderwichtigen auch durch den Druck hervor und macht alles durch gut gewählte Beispiele aus der Praxis anschaulich.

Bei der großen Bedeutung, die das Verwaltungsrecht heute für das Rechtsstudium, für alle Beamten und die Praxis hat, hat Schaeffers wissenschaftlich-systematische, aber immer auf die Praxis Bezug nehmende, zu sehr niedrigem Preise gebotene Darstellung für die weitesten Kreise unseres Volkes ihren ungewöhnlichen Wert.

Die große Beliebtheit der Schaeffer-Bände auch an unserer Universität wird diesem neuesten Band ohne weiteres reißenden Absatz bei unsern Juristen sichern.

Peter Meyer: Moderne Architektur und Tradition. Zürich, Verlag Dr. H. Girsberger & Cie., 1928.

Kann das Buch empfohlen werden, oder nicht? - Diese Frage sei auf Grund des persönlichen Eindrucks beantwortet, welchen es mir hinterließ: es kann empfohlen werden, und zwar sollten es vor allem jene lesen, die nicht zur Zunft der ehrsamten Baukünstler gehören, denn da ist klargelegt, was in Sachen Architektur

am bislang Geleisteten wertvoll und wesentlich und warum das andere Bluff sei. Neue bahnbrechende Gedanken dagegen sind so ziemlich keine dargeboten, — es wäre denn, daß man die uralte Forderung, die nun einmal auch an die modernen Baumeister gestellt wird, als etwas Neues empfinde: Vollendete Zweckmäßigkeit ist aller Schönheit Mutter, —

sehst demnach zu, daß ihr den vereinigten Zweck eurer Werke vollkommen erfasset.

Insoweit kann man sich sogar damit abfinden, daß der Verfasser reichlich Polemik übt: polemisieren ist bekanntlich sehr schwer, wenn man sich's wenigstens nicht allzu leicht macht.

Hohlenstein.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.

Redaktionelle Zuschriften sind an die Redaktion des „Zürcher Student“ Zimmer 2, Universität, zu richten.

Auch im folgenden Semester zählen wir auf die rege Mitarbeit sämtlicher Kommilitonen.

Redaktionsschluß für das nächste Heft: 10. Januar 1930.

Instrumentarien und Materialien für Studierende der Zahnheilkunde.

Instrumentenkasten Modell Dr. M. Spreng für die Kurse der Zahnärztlichen Klinik und Klin. Operationslehre, empfohlen von den Zahnärztlichen Universitäts-Instituten Zürich, Bern, Basel.

Vollständige Instrumentarien für Kronen- und Brückenkurs, Goldarbeiten, Technik, Orthodontie.

A. KOELLIKER & Co. A. G. ZÜRICH.

BASEL

BERN

LAUSANNE

**BUCHHANDLUNG
DR. H. GIRSBERGER & CIE.**

ZÜRICH 1, Kirchgasse 17 / TEL. HOTT. 13.68

Sämtliche Neuerscheinungen aus den Gebieten der *Nationalökonomie, Medizin, Philosophie* stets vorrätig

HAUSMANN'S
Urania-Apotheke und Sanitätsgeschäft

ZÜRICH, Uraniastraße 11

empfehlen sich den Herren Studenten für

Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente und chemisch-pharmazeutischen Präparate

Feinste engl. und französ. Parfüms, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.

Geschenkartikel



Feine
Briefpapiere
Papeterien

GEBRÜDER
SCHOLL
POSTSTRASSE 3 ZÜRICH

Waterman-Füllfedern

Eversharp-Füllstifte

Ring-Notizbücher

Schreibunterlagen

Notizkalender

Kunstkalender

Allerlei andere hübsche

Geschenkartikel

Telmoli
Spezial-Abteilung für Herren- u. Knaben-Confection
Ecke Seidengasse, Uraniastrasse

Dissertation!

Das Wort hatte bisher bei jedem Studierenden den üblen Beigeschmack von zahllosen, engbeschriebenen, kaum mehr leserlichen Blättern Papier.

Die Technik hilft Ihnen!

Der Reifebeweis des angehenden Doktors ist heutzutage ein in kurzer Zeit und ohne Mühe hergestelltes druckfähiges Manuskript, weil er mit der

Remington Portable

geschrieben ist.

Die Remington Portable wird Ihnen auch weiterhin immer wieder Freude machen. Vorteile, wie sie Ihnen manche andere Reisemaschinen nicht bieten, wie z. B. einfache Umschaltung, also vier Reihen Tastatur, gleiche Walzenbreite wie die großen Maschinen, automatische Farbbandumschaltung etc. sichern Ihnen große Zeitersparnis.

Die *Remington Portable* erhalten Sie auch in Miete.



Bei Kauf vorteilhafte Zahlungsbedingungen.

Anton Waltisbühl & Co., Zürich

Bahnhofstraße 46

Tel. Selnau 67.40

Verlangen Sie bitte unseren Prospekt PN-3.